

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 30.

Freitag, 5. Februar.

1915.

(7. Fortsetzung.)

Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Carlßen.

„Bei uns in Deutschland ist man gegen Damen der guten Gesellschaft — zurückhaltender, Herr de Brouck.“ Er lächelte.

„Wie fängt man es dort an, wenn man einer schönen Frau sagen will, daß man von ihr entzückt ist und sie — bedauert!“

„Herr de Brouck, ich verstehe Sie nicht . . .“

„Terbrügge mag ein vortrefflicher Charakter sein, aber zum Ehemann eignet er sich nicht! Läßt man eine junge Frau stundenlang allein auf der Terrasse sitzen, wenn man kaum vierzehn Tage verheiratet ist?“

Magda war einen Augenblick lang so empört, daß ihr die Sprache versagte, aber er nahm das scheinbar für Ermunterung und bog sich so nahe zu ihr, daß sein Atem sie streifte.

„. . . aber mich lassen Sie sagen, daß ich Ihren Wert vom ersten Augenblick an erkannte, daß mich Ihre Schönheit bezaubert hat, daß ich Sie anbede . . . Ich will . . .“

Weiter kam er nicht! Magda hatte ihre Geistesgegenwart wiedergefunden und war aufgestanden. Mit einem vernichtenden Blicke maß sie den Mann vor sich.

„Verlassen Sie mich augenblicklich, und danken Sie es der Rücksicht für meinen Mann, daß ich ihn nicht veranlasse, für die Beleidigung, die Sie mir angetan, Rechenschaft zu verlangen! Sie haben sonderbare Begriffe von Ehre, wie mir scheint. Jedenfalls verzichte ich auf das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft und verbiete Ihnen, sich uns noch einmal zu nähern!“

Er war vor ihrem Ausbruch zurückgeprallt. Jetzt kehrte langsam der gewöhnliche ironische Ausdruck in sein Gesicht zurück.

„Sapristi, quelle Valkyrie!“ murmelte er, aber er machte keine Bewegung, um ihr zu folgen, als sie ohne Gruß an ihm vorüberschritt! Ihre Knie bebten, und Tränen des beleidigten Stolzes standen in ihren Augen. War es so weit gekommen, daß ein fremder Hous aus dem gleichgültigen Benehmen ihres Gatten den Grund für sein respektloses Wesen konstruieren konnte? In ihrer Erregung vergaß sie ganz, daß sie dieses unnatürliche Verhältnis hervorgerufen hatte, und machte Terbrügge allein dafür verantwortlich.

Als sie sich zum Lunch zusammenfanden, sah sie zu ihrer Erleichterung, daß de Broucks Tisch frei blieb. Terbrügge bemerkte den Widerschein der gehabten Erregung in Magdas Bügen, aber er fragte nicht, und Magda schwieg, weil sie genau wußte, wenn sie die Szene wiedergab, war eine Auseinandersetzung zwischen den Männern unvermeidlich. Und bei diesen Gedanken empfand sie ein geradezu erstickendes Angstgefühl.

„Ich habe heute wichtige Nachrichten aus der Heimat bekommen, die meine Anwesenheit dort unbedingt erfordern. Glaubst du dich bis morgen fertig machen zu können?“

„Selbstverständlich“, sagte Magda hastig, „aber Mutter und Fred sind nicht darauf vorbereitet . . .“

„Das tut mir selbst sehr leid, aber ich kann an den getroffenen Dispositionen nichts mehr ändern, es hängt zu viel davon ab! Übrigens hoffe ich, daß Mutter sich bestimmen lassen wird, mit Fred für längere Zeit zu uns zu übersiedeln!“

„Was an mir liegt, soll gewiß geschehen“, sagte Magda warm, und es schien ihr, daß die Augen ihres Mannes einen Moment mit einem freundlichen Ausdruck auf ihr geruht hätten. Aber das war wohl Täuschung, denn im nächsten Augenblick sagte er schneidend: „An der Fortsetzung unserer sonderbaren Hochzeitsreise wird dir ja wohl auch nicht allzuviel liegen!“

Magda antwortete nicht, und doch hätte sie gern ein Wort gesagt, das ihn besänftigte. Aber ihre Zunge versagte ihr den Dienst, wie immer, wo sie der Macht ihrer Persönlichkeit nicht sicher war. Sie wandte sich ab, und Terbrügge versenkte sich wieder in seine Zeitung.

Das französische Kammermädchen besorgte das Einpacken mit so viel Geschick und Schnelligkeit, daß Magda sich gar nicht darum zu kümmern brauchte und den ganzen Nachmittag Beauclieu widmen konnte. Die Nachricht von ihrer plötzlichen Abreise erregte dort größere Aufregung, als sie angenommen hatten. Fred besonders litt unter dem Eindruck dieser Mitteilung, und Magda mußte mit allen Hilfsmitteln, deren weiche Weiblichkeit fähig war, versuchen, ihn zu beruhigen.

Als sie Abschied nahm von den beiden, die ihr in kurzer Zeit so viel geworden waren, da hatte sie ihnen das feste Versprechen abgerungen, im Frühjahr nach Deutschland zu kommen und ein paar Monate in ihrem Hause zu verbringen.

Nachdem Magda Freds Zimmer verlassen hatte, folgte ihr Frau Terbrügge und schloß sie in die Arme. Zum ersten Male floß etwas unmittelbar von ihr zu der Schwiegertochter hinüber. Sie legte ihr Gesicht an Magdas Wangen und sagte leise wie ein Sand: „Werde glücklich, mein Kind!“

Ein Zucken durchlief Magdas Körper. Die Worte ließen wohl allerlei Deutung zu, aber sie täuschte sich keinen Augenblick über ihren wahren Gehalt. Die Mutter hatte gesehen, wach ein Abgrund zwischen den beiden Gatten klaste, aber um die Sache nicht noch mehr zu verwirren, hatte sie bis zur Trennung geschwiegen. Und jetzt, sie empfand es fast wie einen Trost, daß sich die milden, dunklen Augen in ihr Inneres versenkten.

Frau Terbrügge zog sie mit sich fort in eine kleine Loggia und sagte: „Verzeih, mein Kind, wenn ich an etwas rühre, das dir weh tut, aber wir alten Leute, die wir außerhalb aller Wünsche und Sehnsüchte stehen, möchten solch kämpfenden jungen Seelen helfen, den richtigen Weg zu finden. Stephan hat das Leben schon frühzeitig hart angefaßt, und darum ist er geworden, wie er ist, aus einem Guß, aber hart und unzugänglich nach außen hin. Er birgt alle Glücksmöglichkeiten für

ein Geschöpf, das ihn versteht und ihn über seine raube Außenseite hinweg zu finden weiß. Ich habe es gleich am ersten Tage gesehen, daß zwischen euch nicht alles ist, wie es sein sollte. Bei ihm kein Werben, bei dir kein Gewähren. Aber ich habe keinen Augenblick dabei den Schmerz der Hoffnungslosigkeit empfunden. Eure Wege treffen sich, denn ihr seid im tiefsten Innern wohlverwandt. Wann und wo, das hängt von dir ab, meine Tochter!"

Magda erwiderte nichts. Widersprechen und Zeugnen erschien ihr diesen Augen gegenüber wie eine widerliche Banalität, aber auch ein zustimmendes Wort brachte sie nicht über die Lippen. Daß die Hoffnung, welche die alte Frau ausgesprochen hatte, auf sehr schwanken Füßen stand, das war ihr Geheimnis. Es wurde nicht besser, wenn man es mit jemand teilte, und so neigte sie nur stumm den Kopf mit einer Demut, die ihrem herrischen Wesen fremd war, auf die Hand von Stephans Mutter, als diese ihre Stirn küßte.

Dann traten sie eng umschlungen hinaus in die Vorhalle, in der Stephan wartete. Sein Blick streifte erstaunt die beiden Frauen, aber er sagte nichts. Er ging auf seine Mutter zu und Magda trat zurück, um den Abschied der beiden nicht zu stören. Und in diesem Zurücktreten empfand sie wieder die Rolle, die ihr das Schicksal zugeordnet. Sie, die immer erste gewesen war und es hingekommen hatte als etwas Selbstverständliches, stand jetzt im Schatten. Daß es aus freier Wahl war, änderte nichts an dem herben Gefühl dieser Überzeugung.

Nun waren sie seit vierzehn Tagen wieder zu Hause. Magda nahm mit überraschender Sicherheit sofort die Bügel des jungen Hauswesens in die Hand, und bald war eine wohlthuende Ordnung und Regelmäßigkeit überall eingeführt, die selbst Stephan, der fast nur zu den Mahlzeiten zu Hause war, angenehm empfand.

Die Ehegatten waren sich auch hier nicht näher gekommen, und das lag an Stephan, der die schüchternen Versuche Magdas zur Umbahnung eines freundschaftlicheren Verkehrs entweder nicht bemerkte oder geflissentlich überjah.

Mit Magda war eine Wandlung vorgegangen, die sie sich selbst nicht eingestand, die aber dem objektiven Beobachter um so mehr in die Augen fallen mußte. Sie empfand keinen Gefallen mehr an dem Gesellschaftstreiben, das sie früher so sehr gelockt, und würde sich am liebsten ganz zurückgezogen haben, wenn nicht ihre Stellung ein standesgemäßes Auftreten von ihr gefordert hätte. Dazu kam, daß sie in ihren Reisen sehr oft der Gefahr ausgesetzt war, Hans Maltiz zu begegnen, der sich nicht rücksichtsvoll zurückzog, sondern, wo er konnte, sich in ihren Weg drängte. Sie sah den flotten Leutnant seit jener denkwürdigen Aussprache, in der sie sich so rasch und energisch von ihm befreit hatte, mit ganz anderen Augen an. Durch die gesellschaftliche Lünche hindurch erkannte sie seine kleinliche Seele, und in echt weiblichem Empfinden ließ sie ihn fühlen, daß er sie enttäuscht hatte, wo es gegolten, sich als Mann zu zeigen. Er aber verstand sie nicht und hielt für beleidigten Stolz, was nichts war als Geringschätzung, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sich ihr aufzudrängen.

Einer ihrer ersten Besuche nach der Rückkehr hatte Signe Hallgreen gegolten. Sie sehnte sich nach dem stillen Frieden dieses Hauses, und Signe, die Kluge, hatte sofort erkannt, daß es in ihr stürmte und daß sie von ihrer Hochzeitsreise nichts weniger als ruhig heimgekehrt war. Der landläufige Begriff der Discretion hätte sie zurückgehalten, zu forschen, ehe man ihr selbst erzählte, aber Signe tat nie etwas, das einer Schablone gleichkam, und in dem sicheren Gefühl, daß man ihr gemeine Neugier nicht zutrauen könne, zog sie Magda sofort in ein kleines Zimmer, schloß die Tür, und

nachdem sie beide in zwei tiefen Sesseln Platz genommen hatten, sagte sie, indem sie Magdas Hand in die ihre nahm: „Und nun sprich!“

Und Magda sprach. Sie hielt nichts zurück, sie durchlief in kurzen Worten alle Phasen, die sie seit ihre Abreise durchgemacht. Sie streifte ihre eigenen Kämpfe nur mit wenigen Worten, aber Signe gewann doch ein klares Bild der Beziehung, die sich zwischen den beiden Menschen gestaltet.

Magda hatte längst geendet und Signe schwieg noch immer. Ihre Augenbrauen waren zusammengezogen, und das gab dem Gesicht einen harten, in sich gefehrten Ausdruck. Magda wartete auf ein liebes Wort, einen Trost. Er kam nicht.

„Höre mich an“, sagte Signe endlich, nachdem das Schweigen schon angefangen hatte, drückend zu werden. „Du bist auf falschem Wege. Ein einziges Mal wollen wir beide über deine Ehe sprechen, denn dieses Recht gestehe ich mir zu aus meiner Liebe zu dir, und dann nie wieder! Du spielst frevelhaft mit deinem und seinem Menschentum. Du hast unser Gespräch vor deiner Hochzeit also doch nicht in seinem vollen Umfang begriffen. Aus der natürlichen Beziehung der Ehe hast du ein Zerrbild gemacht, das in einen französischen Sittenroman hineinpaßt, aber nicht in ein deutsches Patrizierhaus. Eine normale Ehe ohne leidenschaftliche Gefühle ist noch kein Unding, wenn auch verschrobene Schriftsteller versuchen, sie so zu schildern. Aber eine Ehe zwischen zwei schönen, gesunden Menschen, die beide Charakterwerte und keinerlei Merkmal von Degeneration aufzuweisen haben, ohne körperliche Beziehung, ist eine Anormität, die von den schwersten Folgen begleitet sein kann. Dadurch, daß du deinem Gatten keine Rechte gewährst, entbindest du ihn jeder Pflicht gegen dich. Dabei will mir scheinen, als ob dein Haß gegen ihn überhaupt gar nicht so gewaltig wäre.“

Sie sah forschend in Magdas Gesicht, aber kein Zug darin verriet etwas, und so ließ sie mit einem Seufzer die Hand der Freundin los.

(Fortsetzung folgt)



Wer sich an andre hält,
Dem wankt die Welt;
Wer auf sich selber ruht,
Steht gut.

Paul Sehe.

Die Kriegsmöwen.

Von Kurt Küchler (Hamburg).

Alljährlich, wenn der Winter da ist, fliegen mit dem brausenden Nordwestwind Hunderte von Möwen von der See nach Hamburg und schlagen auf der Binnenakker, in einer ganz bestimmten Ecke am schönen Jungfernstieg, ihr Winterquartier auf.

Diese winterlichen Alstermöwen, die auf ihren weißen Schwingen noch den herben Hauch des Meeres zu tragen scheinen, sind berühmt wie die blauen Tauben von San Marco in Venedig. Sie kommen mit verblüffender Pünktlichkeit. Nicht, weil es auf der See im Winter weniger für sie zu fressen gibt, sondern sie kommen aus irgend einem atavistischen Drang, aus Gewohnheit, aus Vererbung, weil irgend welche Vorfahren einmal nach Hamburg gekommen sind und über dem schimmernden Becken der Alster am heiteren Jungfernstieg ein herrliches Leben geführt haben. Nun schweben, flattern und schwirren sie von November bis zum März über der Alster, zu einer Wolke zusammengedrängt, ein unbeschreiblich entzündendes Bild, wenn die Wintersonne blitzend über diesen schwingenden Wirbel weißer Vögel hinspielt. Sie schreien wild nach Futter, und wenn sie satt oder müde vom Schreien und Schwirren, dann hocken sie mit ihren roten Stelzbeinchen ernst und nachdenklich am Uferstrand oder, wenn Eis da ist, auf den flachen, leise schwingenden Schollen. Die Fischfrauen mit den Behaupternmützen

toll winzig kleiner Fische machen gute Geschäfte. Jeder kauft die kleinen Fische, streut sie auf die steinerne Uferbrüstung oder wirft sie hoch in die Luft, wo sich dann ein wirbelnder, von wildem Flügel schlagen und lautem Geschrei erhörter Kampf um die ledere Beute entwickelt.

In dieser Kriegszeit sind die Möwen merkwürdigerweise so zahlreich erschienen wie noch nie. Zu Tausenden schwirren sie über dem Uferboden, wie endlose Perlenstränge hängen sie an den Uferändern, zu Tausenden schwimmen sie draußen auf der weiten Fläche der Außenflut, anzusehen wie eine still treibende, leise auf dem Wasser schwankende Armee weißer Enten. Ganz ungewisslich leiden die Möwen der Nordsee unter der Kriegsnot: das Meer ist leer von Schiffen. Die Kohlenhändler, die Transportdampfer, die gewaltigen Schiffspaläste aus Hamburg und Bremen liegen mit stillen Maschinen in den Häfen, und vergeblich suchen die Möwen auf der See nach den reichen Abfällen, die aus den Bordkäben über die Reeling fliegen. Die Schiffe kamen nicht mehr, kein Gefäß war mehr da, das sie hungrig umflattern konnten. . . da flogen sie hungrig und vertrauensvoll nach Hamburg und erbetteln nun flügelnd, schwirrend und schreiend ihren Anteil an der Hamburger Kriegsbeihilfe. Und obwohl die Hamburger sparsamer sind als sonst, opfern sie doch manchen guten Groschen, und viele Körbe mit den sprottengroßen silbernen Fischlein werden tagsüber leer.

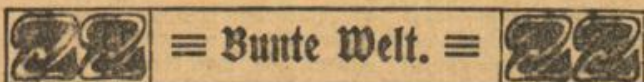
Neulich stand ich wieder einmal bei diesen Möwen. Da war ein Soldat, ein Feldgrauer, auf dessen Uniform man noch ehrenvolle Spuren aus den lehmigen Schützengräben sah. Er trug den rechten Arm in der weißen Binde und war sicher zum erstenmal in Hamburg. Er staunte in das schimmernde Gewirr der Möwen, in diese schwirrende, wogende, lärmende Masse, die sich oft wie eine Wolke vor die Sonne legte. Eine Viertelstunde stand er so, sah wie die hungrigen Möwen die Fische im Fluge haschten und sich im Gemüß des Kampfes um die Nahrung gegenseitig in die Federn fuhren. Wie trunken vom Anblick staunte er in das köstliche Bild. Und wir alle kauften, um dem Soldaten eine Freude zu machen, eine Fischtüte nach der andern, verstreuten den blühenden Inhalt und freuten uns über die blanken Augen des streitbaren Kämpfers.

Dann kam, nach langem, schweigenden Staunen, endlich Bewegung in das Gesicht des Soldaten. Nun warteten wir, daß er etwas über seine Freude und über unsere Möwen sagen würde. Und schließlich kam es aus der Tiefe seines Gemüts:

„Herrgott . . . wenn man diese zehntausend Möwen alle braten könnte!“

„Aber, Herr Soldat!“ rief ein kleines Hamburger Mädel sehr entrüstet.

Wir andern lachten. Aber schließlich . . . war dieser Ausruf des Soldaten nicht das Ergebnis einer ganz natürlichen und durchaus logischen Denkfähigkeit? Wer weiß denn, ob dieser Soldat in der grauen Uniform nicht ein großer Volkswirtschaftler war, der sorgenvoll die zeitgemäßen Probleme ernährungstechnischer Natur durch sein arbeitendes Hirn wägte? Denn es ist wahrhaftig ein großer und in der Lebensökonomie von heute nicht unwichtiger Unterschied, ob die zehntausend Hamburger Kriegsmöwen uns die blanken Nadeln aus der Tasche wegschluden oder ob wir die hungrigen Vögel freundlich in unsere Pfannen und Suppentöpfe hineinbitten. Aber gebratene oder gekochte Möwen schmeden wie konzentrierter Lebertran und auch ein bißchen nach Petroleum, und so wird wohl aus dem sorgenvoll volkswirtschaftlichen Gedanken des braven Feldgrauen Soldaten nichts werden, denn die verwöhnten Hamburger essen auch heute noch ein saftig gebratenes Rindsendenstüd, wie ein Beefsteak jetzt auf allen Speisefarten heißt, lieber als Lebertran und Petroleum.



Aus der Kriegszeit.

Der Krieg, vom Fenster aus gesehen. Von einem Fenster aus, das auf den Hauptplatz von Düren führt, hat der Berichterstatter Philipp Gibbs farbige und bunt wechselnde Bilder des Krieges beobachtet, und es ist interessant, zu sehen,

wie in einem solchen Sammelpunkt an der äußersten Grenze des Schlachtbereiches all die Erscheinungen gesondert auftreten, die hernach in ihrem Zusammenwirken den Schrecken und Wirrwarr der modernen Schlacht hervorbringen. Rings um das Standbild des berühmten französischen Seehelden Jean Bart, der da in seinen hohen Schifferstiefeln, mit dem gezogenen Schwert über dem großen Federhut dasitzt, spielen sich die Szenen ab, die ein geschickter Regisseur zu einer typischen Darstellung des großen Kriegsdramas hätte zusammensetzen können. Da kamen Automobile vorübergefahren mit französischen Stabsoffizieren in eleganten Uniformen. Gerade unter der Statue Jean Barts steht einer der neuen gepanzerten Wagen, den ein belgischer Soldat, der den Kopf mit einem weißen Tuch verbunden hat, einem französischen Kürassier erklärt, dessen langer Schweif aus Pferdehaaren über den leinenbezogenen Helm fast bis zum Gürtel niederfällt. Ein paar lede Jungens sind auf die Stufen geklettert und gucken in den Wunderwagen und befühlen die Panzerplatten. Immerfort kommen französische Soldaten vorbei, Alpenjäger in ihren himmelblauen Röcken, Artilleristen in ihren dunkelblauen Jacken; dazwischen wieder belgische Soldaten mit ihren leuchtenden Spitzhüten oder den pikanten Kappen mit goldenen und scharlachroten Troddeln, und englische Tommys im beschmutzten Khaki. Alle erzählen sie von ihren Heldentaten, und das Geschrei und Gelächter dringt durch das offene Fenster, dann und wann überflutet von dem Geheul und Gewieher der Automobilhupen, die wie das Brüllen von Tieren in ihrem Todeskampf klingen. In einem schiefergrauen Wagen kommen ein paar Herren von der britischen Marine angefahren, springen heraus und werden von anderen englischen Seeleuten laut begrüßt. Der eine aus dieser Gruppe ist ein Marinesoldat, dessen tägliche Aufgabe darin besteht, bei seiner Morgenerkundung Bomben auf die deutschen Truppen herunterzuwerfen; er kommt gerade von seinem Tagewerk und erzählt lebhaft, wie er „es ihnen wieder gegeben“. Eine Batterie französischer Artillerie rattert über das Kopfsteinpflaster; die Räder sind ganz mit Lehm bedeckt, und über den Kanonen liegt ein dichter grauer Staub. Sie gehen nach Namscapelle oder sonst wohin an die Front. Raum sind sie um die Ecke gebogen, da erscheint ein neuer Aufzug auf dieser interessanten Bühne des Lebens. Algerische Araber reiten in langer Reihe über den Platz, kräftige dunkle Gestalten mit langen Bärten, leuchtend in den Farben und Lichtern des Orients. Ihre weißen Barmusse reichen ihnen bis an die Knöchel und flattern, sich blähen, im Winde; sie tragen blaue Turbane, um die fliegende weiße Lächer geschlungen sind. Verwundert schauen sie zu dem Standbild empor und wenden sich dann an einen französischen Offizier, der neben ihnen reitet und ihnen Erklärungen über den wunderlichen Mann da oben auf dem Sockel gibt. Die ganze Jugend von Düren steht gaffend und staunend ringsherum und blickt ihnen noch nach, als sie schon längst im schlanke Trab aus der Gesichtswelt verschwunden sind. Nicht lange danach kommen andere Araber, prunkvoller gekleidet, auf kleinen schönen algerischen Pferden, die herrlich aufgezäumt sind. Die Zügel zeigen glühenden Silberbeschlag, und über die Sättel sind reichgestickte Tücher gelegt. Es sind augenscheinlich die Führer der vor kurzem vorbeigezogenen Reitertruppen. Stolz und unbeweglich sitzen sie auf ihren Rossen. Der Osten reitet nach Westen.

Aus einem ärztlichen Feldpostbrief. Interessante ärztliche Erfahrungen aus dem jetzigen Kriege bietet ein Feldpostbrief des Stabsarztes Erwin Franck, der in der neuesten Nummer der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht wird. Als wichtiges Resultat stellt der Fachmann die glänzende Bewährung unserer Einrichtungen hin. „Die Organisation des gesamten Kriegsfamilienwesens hat sich als musterhaft erwiesen. Jetzt, wo es galt, nicht nur nach dem starren Buchstaben der Kriegsfamilienordnung zu handeln, wo die jeweilige Kriegslage eigene Entscheidungen der Stabsärzte wie der übergeordneten Stellen notwendig machte, auch hierbei an keiner Stelle ein Versagen, vielmehr überall die notwendige Fühlung mit dem Heereskörper bis abwärts zu den letzten Instanzen, die für die Abtransporte in die Reservelazarette der Heimat maßgebend sind. Und dies ist wahrlich nichts Geringes!“ Eine schwierige Aufgabe ist es, den Feld- und Kriegslazaretten immer den richtigen Standpunkt anzuweisen und vor allem für ihre Beweglichkeit,

b. h. für das rasche Fortbringen der Verwundeten zu sorgen. Der Kliniker, der in Friedenszeiten gewohnt ist, den Verlauf einer Operation noch weiter im Auge zu behalten, muß sich dem Drängen des Kriegslazarettleiters fügen, und blutenden Herzens hat schon manche der eingezogenen medizinischen Kapazitäten sich dazwischen finden müssen, daß seine Operierten am dritten oder vierten Tage ins Heimatgebiet geschafft und damit ihrer weiteren „Klinischen“ Beobachtung entzogen wurden. Für den raschen Abtransport der Verwundeten sind besonders die Krankenautos wichtig. „Ja, wer hätte es noch vor acht Wochen den friedlichen Berliner Autobussen mit der Aufschrift „Wedding-Hallesches Tor“ angesehen, daß sie nun bereits, mit dem roten Kreuz versehen, an der französischen Grenze tätig sein würden, um aufs schnellste die Verwundeten von den Feldlazaretten weiter rückwärts zu schaffen. An 20 und mehr Leichtverwundete faßt ein solcher Autobus, an Schwerverwundeten, auf Stroh oder Tragen gelagert, wohl 8 bis 10. Das schafft aber, und kein Behälter früherer Jahrzehnte kann damit konkurrieren. Wie manch einer verdankt einem solchen Autobus sein Leben, indem er, mit dem Gasmaskenschlauch umbunden, nunmehr noch rechtzeitig im Kriegslazarett anlangte, um von seinem zertümmerten Bein oder Arm befreit zu werden und damit dem Tode oder der oft unvermeidlichen Sepsis zu entgehen.“ Wie sich der Autobus beim Krankentransport ausgezeichnet bewährt, so tut dies auch eine andere moderne Beförderungsmittel. Das sind die Lazarettfahrzeuge. „Sie stellen wohl die idealste Art der Krankenbeförderung dar. Ich selbst habe ein solches Lazarettfahrzeug von Strassburg bis gegen Radesheim begleitet und kann nur sagen, daß die hierbei erhaltenen Eindrücke bei mir stets nachhaltig bleiben werden. Benutzt man zu Krankentransporten auf dem Landwege die gewöhnlichen Autobusse, so vertreten ihre Stelle auf dem Wasserwege die einfachen, von einem Schlepper gezogenen Rheinfähren. Sie bieten in ihrem Innern Raum für etwa 150 bis 200 Verwundete, wobei der Begriff der Transportfähigkeit naturgemäß etwas enger gezogen werden muß, da es gilt, die Treppen herab zum Schiffsinnen zu überwinden, wie auch sonst die notwendigen Handreichungen ohne fremde Hilfe auszuführen. In diesem Rahmen leisten die Lazarettfahrzeuge aber Ausgezeichnetes. Sie bieten bei halbwegs schönem Wetter auf dem Obersee ein dauerndes Luft- und Sonnenbad, sie schließen jede Erschütterung aus und gewähren vor allem die Möglichkeit raschen Abtransportes bis weit ins Innere des Landes hinein. So werden die hierfür geeigneten transportfähigen Verwundeten z. B. in Pfaffen bei Saarburg auf die Fähren des Rhein-Marne-Kanals verbracht und vorerst bis Strassburg getriebselt. Hier übernimmt dann die Hafenkommandantur ihre weitere Beförderung auf den Rheinfähren, deren täglich 1 bis 2 mit je 150 Verletzten rheinabwärts abgehen.“

Englische Soldatenfrauen. Die schlechten Erfolge der englischen Rekrutierung kommen zum größten Teil daher, daß man für die Frauen und Angehörigen der Soldaten in England bisher nur in höchst dürftiger Weise gesorgt hat. Was für Elend unter diesen Frauen herrscht, deren Männer ihr Blut für ihr Vaterland hingeben, zeigt ein Aufsatz einer englischen Aristokratin, der Lady Violet Greville, die auf dem in England so vielfach vernachlässigten Gebiet der praktischen Wohltätigkeit arbeitet und viele Besuche bei den Soldatenfrauen gemacht hat. Die Klagen über die Trunksucht dieser Frauen fand sie bestätigt; aber es ist erklärlich, daß sie sich zu betäuben suchen in ihrer grenzenlosen Einsamkeit, Unwissenheit und Not. Die stumpfe Apathie, in der sich die meisten befinden, geht Hand in Hand mit einer völligen Unkenntnis dessen, worum der Krieg geführt wird; sie haben keine Ahnung, wo ihre Männer sind, gegen wen sie kämpfen und warum sie kämpfen. „Eine Frau erzählte mir, ihr Mann wäre wohl in Windsor Castle oder an so einem ähnlichen schönen Ort. Sie glauben die wildesten Geschichten und halten sich an die merkwürdigsten Lügen. Die Kopfszahl mancher Familien ist erstaunlich groß. Manche Frauen wissen nicht einmal die Namen und das Alter ihrer Kinder und mischen die Gestorbenen mit den noch Lebenden in einer beunruhigenden Weise durcheinander. Eine alte Frau wußte nicht einmal die Nummer des Hauses, in dem sie wohnte. Unter den jungen Frauen ist die Gleichgültigkeit gegen die Ehe sehr bemerkenswert. Viele Paare, die seit vielen Jahren zusammenlebten, waren nicht verheiratet, aber eine Heiratsepidemie brach aus, als bekannt

wurde, daß nur die Ehefrauen der Soldaten Unterstützungen erhalten würden. Die Schulbildung scheint noch nicht sehr in die unteren Klassen gedrungen zu sein. Die Aussprache und die Handschrift der Rekruten und ihrer Frauen sind sehr schlecht. Mit der Mode wissen in der Regel nur die älteren Frauen umzugehen; die jüngeren Mütter halten wenig von Hausarbeiten überhaupt. Unter solchen Umständen ist es überflüssig, den Zustand von Unordnung und Unsauberkeit besonders hervorzuheben, der in vielen Familien herrscht. Wie verabschiedet ist der schmucke kleine Raum, der der Stolz der französischen und belgischen Frau ist, von dem rauchigen schwarzen, an Ungeziefer reichem Loch, das die Engländerin ihre Küche nennt.“ Nach diesem Urteil, das hier über die englische Soldatenfrau gefällt wird, berührt der Vorschlag eigentümlich, den Lady Greville zum Schluß macht, um der Not zu steuern. Sie meint, daß die Frauen mehr zu häuslichen Arbeiten, zur Näherei und zum Stricken, herangezogen würden. Bei dem großen Mangel an Dienstmädchen und dem Bedarf von weiblichen Handarbeiten aller Art würde den zahllosen hungernden Weibern der Soldaten und Rekruten dadurch eine Verdienstmöglichkeit eröffnet werden.

Die Pariser Modestellen auf dem Kriegsschauplatz. Man wird in den Herren von der Pariser Rue de la Paix, die in der Welt der Mode ein so wichtiges Wort mit sprachen und sich dem weiblichen Empfinden mit einer übertriebenen Hingabe anschniegten, nicht gerade große Krieger vermuten, und es ist daher nicht uninteressant, aus amerikanischen Quellen von ihren „Heldentaten“ zu hören. Wir erfahren daraus, daß sie alle „dem Ruf des Vaterlandes gefolgt sind und gleich bei der Mobilmachung Ehre und Nabel mit Gewehr und Säbel vertauscht haben“. Unter ihnen war Paul Poiret, der „große Poiret“, für den man sich auch einmal — wie unendlich lange scheint's uns her zu sein — in Deutschland begeistert hat, der erste „Augenblicklich“ ist der „Prophet einer neuen Schönheit des Kleides“ ein „tapferes Schneiderlein“, denn obgleich er als Gemeiner eintrat, ist er bereits zum Offizier befördert worden. Aber auch als Soldat läßt er nicht von seiner Elle, und wie seine Leiden von seinem früheren Beruf herkommen, so auch seine Verdienste. Poiret soll die ersten Wochen in der Uniform, so wird uns erzählt, höchst unglücklich gewesen sein. Dieses häßliche grelle Rot, dieses schwere Blau seiner Kleidung, ihr plumper und uneleganter Schnitt bereiteten ihm geradezu körperliche Qualen, und er erklärte es für das höchste Zeichen der Vaterlandsliebe, daß er es sogar auf sich genommen habe, so etwas zu tragen. Jeder Blick in den Spiegel gab ihm einen neuen Stich ins Herz und kränkte seine empfindliche Künstlerseele. Paul Poiret hatte schwere Tage, bis er sich endlich mit mannhaftem Entschluß in das Unvermeidliche fand und sich da mitzulieben entschloß, wo er bisher gehaßt hatte. Sein Erfindungsgeist wurde rege und beschäftigte sich mit der Soldatentracht, um die er sich vorher, in die Schöpfung phantastischer Kostüme versunken, nicht gekümmert hatte, und er „kreierte“ einen neuen Dienstoff, der unglaublich häßlich, aber ganz außerordentlich praktisch sein soll. Diese Erfindung trug ihm auch in seinem neuen Wirkungskreise reiche Lorbeeren ein; er wurde sogleich zum Sergeanten befördert und hat es nun sogar schon bis zum Offizier gebracht. Auch die anderen Modestellen blieben ihrem Beruf, so gut es ging, selbst im Augenblick und in den Schützengräben getreu. Die beiden Worth, Jean und Jacques, die nach dem Tode ihres Vaters die Besitzer des Welt-Hauses sind, leiten vom Lager aus ihr Geschäft; sie fühlen sich eigentlich als Engländer, haben aber doch im französischen Heer Dienst genommen, weil jetzt „alle Brüder“ sind. Der Direktor des Modehauses von Bremet, Winter, schickt vom Schützengraben aus seine Zeichnungen für die neuesten Modelle, und Wagner, der Besitzer von Drecoll, hat noch glücklich, bevor er zum Heere einrückte, die Entwürfe für seine neuesten Modeschöpfungen vollendet. Bei Ausbruch des Krieges zeigte er seinen Patriotismus, indem er das Wort „Wien“ sofort von seiner Radentür entfernte, und seine Frau, eine sehr elegante Dame, die eigentliche „Seele des Geschäftes“, ist sogleich beim Roten Kreuz eingetreten. Im übrigen finden die Pariser Modestellen, daß Frankreich sich gar keine ungelegenerere Zeit für den Krieg hätte aussuchen können als den Anfang August, denn alle Vorbereitungen für die Wintersaison sind da gerade im Gange oder schon vollendet, und so haben sie alle Kosten für das Wintergeschäft bereits gehabt, ohne seine Früchte ernten zu können.